

toriale Gliederung der Sprachräume. Daher ergibt sich dem Verfasser, dessen dialektgeographische Ergebnisse aus der Sprache der jüngsten Generation abgeleitet sind (§ 5), fortwährend dieser Erklärungsgrund (§§ 427, 429, 430, 435—37, 443—48, 460—65 usw.), ohne dass jedoch wirtschaftsgeschichtliche Unterlagen zur Hand wären.

Freilings Arbeit bildet eine wertvolle stoffliche Grundlage des Südhessischen Wörterbuchs. Bedeutungsvoll für die hessische Sprachgeschichte sind die Kapitel (§ 330 II 4, § 471) über die Restgebiete der nach Norden zurückweichenden oberhessischen Sprachformen von Semd und Schaafheim (vgl. Maurer, Sprachschranken § 66).

Weilburg (Lahn).

Fritz Stroh.

Kohls, F., Die Orts- und Flurnamen des Kreises Grimmen (Vorpommern). Greifswald 1930, L. Bamberg. 187 S.

Den Stand der pommerschen Ortsnamenforschung hat soeben Robert Holsten in der Zs. f. Ortsnamenforschung 7 (1931) 75ff. aus eigener, verdienstvoller Mitarbeit dargestellt. Während das Greifswalder Gebiet — Universitätsstädte wirken ja immer fördernd — gründlich erforscht und auch für Rügen das heimatkundliche Interesse seit langem wach ist, war für das Mittelstück des einst schwedischen Vorpommerns bis vor kurzem kaum etwas getan. Kohls schliesst die Lücke, und zwar sogleich endgültig. Das Kennzeichen des Kreises Grimmen ist die Vielgestalt seines Bodens und seiner Siedlungen. Auf den höher gelegenen Stellen, zumal auf dem warmgründigen, leichtbodigen, gegen die Peene nach Süden geneigten Gelände Spuren einer Vorbevölkerung, die sich vor allem in Hünengräbern feststellen, aber sprachlich höchstens insoweit fassen lässt, als nicht alle vorgermanischen Namen im Gelände mit slawischen Sprachmitteln zu deuten sind. An den vielfach bis heute versumpften Wasserläufen sowie an den einst sehr ausgedehnten Seen die wendischen Fischer, die mit Tribsees und Loitz die zufrühest erwähnten Ortschaften des Gebiets gegründet haben und denen ausser der Südhälfte des heutigen Kreises Grimmen lange auch die Küste geblieben ist. Zwischen diese beiden wendischen Streifen schiebt sich seit dem 13. Jahrhundert die niedersächsische Siedlung, von den Klöstern Neuenkamp im Nordwesten und Eldena im Osten in die waldige Nordhälfte des Bezirks vorgetrieben und danach durch die von den Landesherren begünstigten ritterlichen Einwanderer von der Elbmündung auch in das alte Slawenland getragen. Urkunden, die schon 1170 einsetzen, sind für die ganze Zeit reichlich vorhanden; Karten stehen seit der schwedischen Landesaufnahme 1694/97 zu Gebote; die Kleinzeichnung vollendet Kohls mit Hilfe der Flurnamen, die er durch Urkundenforschung, Fragebogen und Wanderungen gesammelt und übersichtlich dargestellt hat. Seine Verzeichnisse umfassen 174 Orts- und gegen 2300 Flurnamen. Viele glückliche Beobachtungen im einzelnen zeigen Sachkunde und Scharfsinn des Bearbeiters; sie bürgen dafür, dass er den ihm gründlich vertrauten Stoff vollkommen gemeistert hat. Freilich, wenn er auf S. 187 einen einzigen Druckfehler verbessert (der dessen allerdings dringend bedarf: der durstige Setzer hat eine *Flachsscheune* zur *Flaschenscheune* entstellt), so bleiben mehrere Dutzend, die sich der Leser des sachlich so sorgfältigen Buches selbst verbessern muss.

Giessen

Alfred Götze.

Ernst Schwarz, Die Ortsnamen der Sudetenländer als Geschichtsquelle. München u. Berlin, Oldenbourg. 1931. VIII und 507 S. 8°. M. 36. [Forschungen zum Deutschtum der Ostmarken. Zweite Folge: Quellenforschung. Zweiter Band.]

Dieses ausgezeichnete Buch ist, ohne dass es diese Absicht ausspricht, beinahe ein systematisches Lehrbuch der Ortsnamenforschung. Es stellt die Bildungen dar, die den Menschen als Siedler bezeichnen, die nach seiner Tätigkeit im Bergbau, im Roden des Waldes, im Betrieb von Mühlen entstehen. Andererseits die Namen, die der Natur ihr Dasein verdanken, der durch Tiere oder Pflanzen belebten, der unbelebten in Berg und Gewässer. Nach solchen Gesichtspunkten können fast überall Ortsnamen entstehen. Aber bei der besonderen Aufgabe, die der Verfasser sich gestellt hat, spielt noch ein anderes eine gewichtige Rolle: die Nachbarschaft und die Durchdringung mit ungermanischer, mit slawischer Bevölkerung. So gehört das Buch zwei Philologien an, der deutschen und der slawischen, und nur ein Gelehrter konnte es schreiben, der auf beiden Gebieten zu Hause ist. Und eigentlich müsste ein Beurteiler des Werkes in der gleichen Lage sein.

Für das Formale der Betrachtung ist nun dieses Verhältnis zur Nachbarbevölkerung von der grössten Bedeutung. Die Vergleichung zeigt, dass im Deutschen die Zusammensetzung eine grosse Rolle spielt, im Slawischen dagegen die Verwendung von Suffixen. Besonders wichtig ist aber nun der unmittelbare Zusammenstoss, die Behandlung, die der eine Teil den Gestaltungen des anderen Teils widerfahren lässt. Jeder Teil hat Laute, die dem anderen fremd sind. So spielt der Lautersatz eine grosse Rolle, wie die Schicksale des slawischen *g*, des *b* und *v*, der *s*- und *sch*-Laute im Deutschen. Und die Bedeutung dieser lautlichen Verhältnisse wird dadurch noch besonders weitreichend, dass dadurch sich zeitliche Bestimmungen für das Aufkommen der Namen gewinnen lassen. Auf Grund solcher Erwägungen und auf Grund umfassender Verwertung der Urkunden gelangt Schwarz zum Ergebnis, dass vom 7. bis zum 11. Jahrh. Zeugnisse für deutsche Namengebung fehlen. Es zeigt sich, dass Namen auf *ing*, von Personen abgeleitet, Namen auf *-ach*, *-heim*, *-wang*, Mühlennamen mit *quirn* so gut wie gänzlich fehlen. Die kräftige deutsche Besiedelung gehört dem 12., vor allem aber dem 13. Jahrh. an. Die Zuwanderung von Bergleuten spielt dabei eine gewichtige Rolle. Rheinischer Ursprung der Namen auf *-seifen* wird mit gutem Grunde abgelehnt. So wird die Bretholz'sche Lehre von der Fortdauer der ursprünglichen Besiedelung jener Gebiete durch germanische Stämme endgültig erledigt. Damit wird nicht bestritten, dass Reste germanischer Bevölkerung den Einbruch der Slawen überdauert und einige germanische Berg- und Flussnamen weiter gegeben haben.

Zahlreiche Karten und Druckblätter veranschaulichen das in Einzelbelegen gebotene Material.

Mit den sprachgeschichtlichen Erörterungen des Verfassers bin ich nicht immer einverstanden. Seltsam künstlich ist die Erklärung des deutschen *ö* für slawisches *o* vor *i*: „eine Art Lautersatz“ (S. 226); dabei spricht er selbst S. 301 von einem sekundären Umlaut, und ich habe Gesch. d. dtsh. Spr. ⁵ 288 ausführlich die Fortdauer des Umlautvorgangs erwiesen; dort ist auch gesagt, was das für „ein *i* oder ein *i*-haltiger Laut“ (S. 311) war, der den Umlaut bewirkte. Einen Zwischenlaut zwischen *s* und *sch* kann ich mir schlecht vorstellen; das ältere *s* verhielt sich

zu *sch* wie Tennis zu Fortes, s. Gesch. 399. Für den Fall, dass noch im Ahd. *o* durch ein *i* der Folgesilbe zu *ü* umgelautet worden sei, möchte man gern einen Nachweis haben. Das gleiche möchte man wünschen für „ahd. *reod* gerodetes Land“ (S. 110), das ich bei Graff nicht finden kann, und das überhaupt im ahd. Sprachstoff nicht bezeugt ist (freundl. Mitteilung von C. Karstien). Wenn Schwarz weiter „mhd. *riet* ausgereuteter Grund“ anführt, so ist das Wort einmal bei Berth. I, 365, 20 bezeugt: *ze iegelichem wiler unde riet*; die Uebersetzung ist freie Phantasie von Lexer. Der *Plöckenstein* wird S. 125 richtig zu *blecken* „schimmern“ gestellt; es hätte bemerkt werden können, dass es der *bleckende stein* ist, wozu auf E. Schröders Aufsatz über *Schauenburg* verwiesen werden konnte. Gött. gel. Nachr. 1923.

Giessen.

O. Behaghel.

Alexander Matschoss, Scherz, Spott und Hohn in der lebenden Sprache. Ein Wörterbuch. Berlin und Leipzig, de Gruyter. 1931. XI, 60 S. 8°.

Ein schlechtes Messer heisst in Leipzig seit langem *Froschgieke*; der Ausdruck steht schon bei Karl Albrecht 1881 Die Leipziger Mundart 116. In den neunziger Jahren begann dort in Arbeiterkreisen Stinkbolzen für „Zigarre“ eine Rolle zu spielen, das Karl Müller-Fraureuth 1914 Wörterbuch der obersächsischen Mundarten 2, 565 für Dresden verzeichnet. In Giessen gilt seit kurzem *Miefquirl* für „Ventilator“, das noch kein Hilfsmittel bucht. So sind wir recht eigentlich umgeben von argotmäßigen Schelten für die Dinge um uns her; es tritt allgemach die Entwicklung auch bei uns ein, die man bei unsern westlichen Nachbarn schon seit Jahrzehnten beobachtet: „In Frankreich wird vielleicht französisch gesprochen, aber in Paris hört man Argot.“ Je mehr Quadratmeter des deutschen Bodens der städtische Asphalt überzieht, um so unentrinnbarer umwuchert uns ein derber oder kultivierter, respektloser oder gemütlich bewegter, immer aber gut und witzig beobachtender Slang. Die Berufs- und Handwerkerschelten hat früh und verdienstlich Heinrich Klenz in seinem Schelten-Wörterbuch (Strassburg 1910) zusammengestellt; den Scheltwörtern allgemein gilt seit langem Otto Behaghels belebende Aufmerksamkeit; jenen Sachschelten, von denen unsere Mundartwörterbücher überquellen und die in Unterhaltungsschriften um so breiteren Raum einnehmen, je jugendlicher und dem Großstadtleben näher sie sind, widmet Matschoss die erste Zusammenfassung. Sie will nicht erschöpfen und könnte das ja auch niemals — es wäre auch hier vergeblich, einen Reichtum bei Heller und Pfennig buchen zu wollen, den jeder Tag vermehrt. Die Sammlung tritt ohne wissenschaftliche Ansprüche auf und benutzt die Hilfsmittel mehr gelegentlich als planmässig, so dass ihr zum Beispiel die eingangs genannten drei Fälle entgehen. Die Anordnung, der M. folgt, lässt es nirgends zur wortgeschichtlichen Gestaltung des Stoffes kommen. Zwischen die mehr oder weniger fest gewordenen Sachschelten schiebt er Verdrussreden, die nur einmal gebraucht und höchstens im Zitat wiederholt worden sind (elendes Zeug S. 6; stroherne Epistel 7) und Dichterworte, die keine Nachfolge gefunden haben (Moderplatz der Särge; klapperdürre Mähre 21). Seine Anmerkungen deuten die Schelten nicht immer richtig: Familienluge für „Kaffee“ 19, ist eher -lauge als -lache. Sein Verzeichnis erschöpft den vorher ge-

buchten Reichtum nicht: unter Knochenmühle 53 wäre auch S. 12 zu nennen gewesen. Aber das verschlägt alles nicht viel. Wir erhalten doch ein erstes Mal einen Gesamtumriss des Gebiets; die Nachwelt erfährt, was 1931 vorhanden war; sie wird das wortgeschichtlich Wertvolle von dem Schlamm zu sondern wissen, den ein solcher erster Hebvorschuss notwendig mit an die Oberfläche bringt. Giessen.

Alfred Götze.

W. S. Russer, De germaansche klankverschuiving. Een hoofdstuk uit de geschiedenis der germaansche taalwetenschap. Haarlem, Willink & Zoon. 217 S. 8. [Nederlandsche bijdragen op het gebied van germaansche philologie en linguïstiek I.]

Es ist eine geschichtliche Darstellung, die uns hier vorliegt. In drei Abschnitten werden die Anschauungen über die Entstehung der germanischen Lautverschiebungen vorgeführt: erste Zeit vom 16. bis 18. Jahrh., zweite Zeit vom Beginn des 19. Jahrh. bis 1870, dritte Zeit von 1870 bis zur Gegenwart. Ein vierter Abschnitt ist der Erklärung der Lautverschiebung gewidmet. Alles gründlich, klar, besonnen erörtert. Das Ergebnis seiner Kritik ist, wie es kaum anders sein kann: ignoramus, ich möchte glauben, auch ignorabimus. Der Verfasser stellt dieselbe Frage, die seinerzeit schon Braune gestellt hatte: weshalb wird gerade der Entstehung der Lautverschiebung so viel Mühe gewidmet, wo genug andere Wandlungen ebenso unerklärlich bleiben? Mit besonderem Nachdruck wendet sich Russer gegen die Substrattheorien; fast überall liegt ja die Sache so, dass die Eigenschaften des Substrats erst aus ihren angeblichen Wirkungen erschlossen werden müssen (vgl. jetzt auch Jacobsohn, Ig. F. 40, 134). Wo die Meinung erörtert wird, dass das Einrücken in Gebirgsgegenden die Lautverschiebung bewirkt habe, hätte auf meine Geschichte der deutschen Sprache⁵ 427 Bezug genommen werden können und den dort stehenden Hinweis auf Äusserungen Sven Hedins. Ich erinnere mich auch eines Gesprächs mit Friedrich Ratzel, bei dem der grosse Geograph sich entschieden gegen diese Meinung ausgesprochen hat. Die Arbeit von Zipf, Relative Frequency as a Determinant of Phonetic Change, Harvard Studies in classical Philology Bd. 40, ist nicht mehr benützt.

Giessen.

O. Behaghel.

C. G. Tengström, Studier över Sydbotuslänska Inkolentnamn (= Göteborgs Högskolas Årsskrift 37. 1931, 2). Göteborg, Wettergren & Kerber. 1931. XII, 394 S. 15.— schw. Kr.

Die Landschaft zwischen Skagerrak und Wenersee, zwischen Trollhätta und dem südöstlichen Norwegen war, so nahe sie der Universitätsstadt Götting liegt und so gut die Ortsnamen Schwedens sonst durchforscht sind, bisher zu kurz gekommen. Die aufgelöste Siedlungsweise, die bei uns nur im südlichen Schwarzwald und in Teilen der Schweiz ihresgleichen findet, die wenig geschlossene Siedlungen kennt, aber in den sieben Amtsbezirken mit insgesamt neunundzwanzig Kirchspielen, die Tengström untersucht, gegen 3000 Siedlungsnamen bietet, erschwerte die Aufgabe. Tengström hat in vierjähriger Arbeit allen diesen Namen zu ihrem Recht verholfen, und zwar in jeder Beziehung. Vor allem ist die phonetische Aufnahme von einer Genauigkeit, die selten erreicht und kaum mehr zu überbieten sein dürfte. Nach Darstellung der Amtsbezirke und Kirchspiele mit ihren Namen wird deren Bildungsweise grammatisch untersucht, wobei viele Namen von fern und nah helfen müssen, die des Bohusläns aufzuklären.